

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER
DGPH AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

Sehr geehrte Damen und Herren –

Was ist ein gutes Bild?

Nun, ich bedanke mich zunächst für diese Einladung, und ich versuche eine nicht ganz leichte Annäherung aus der Sicht eines Künstlers, der in der Fotografie sein Medium gefunden hat und doch von sich glaubt, Bilder zu machen. Schon in der Ankündigung für dieses Symposium der DGPh stehen die maßgeblichen Kriterien, je nach dem Bedürfnis des Produzenten bzw. nach den jeweiligen technischen, ökonomischen, gestalterischen oder künstlerischen Interessen, die ein Bild zu einem guten Bild machen.

Da sehen Sie schon an der Definition, dass es heute notwendig geworden ist, zwischen Werbefotograf, Gebrauchsfotograf, Hochzeitsfotograf, Modefotograf, Porträtfotograf, schlicht Fotograf, Fotojournalist, Wissenschaftsfotograf, Industriefotograf, Architekturfotograf, Aktfotograf, Produktfotograf, Naturfotograf, Tierfotograf, Paparazzo, und Fotokünstler zu unterscheiden. Ich höre jetzt auf aufzuzählen und klammere mal die ganze angehängte Industrie wie Labore, Printer und Hersteller aus.

Nun, um gleich mit einer steilen These hier aufzuwarten. Es gibt nicht das gute Bild, es gibt gewissermaßen gute Bilder, und um es gleich vorwegzunehmen: Es gibt vor allem viele schlechte Fotografien! Nun, rein sprachlich machen wir ja kein großes Aufheben darum, ob man von einer Fotografie oder einem Bild spricht. Bild ist griffiger, allgemeiner, kürzer und rein labial netter, weicher und ohne erhöhte Speichelausschüttung zu sprechen. Ich möchte

daher den Versuch wagen, einen Unterschied von Bild und Fotografie zu definieren, aus der Sicht des Künstlers, ausgehend von der Vermutung, dass nicht jede Fotografie ein Bild ist und auch nicht unbedingt der Kunst zugehörig ist, so wie auch nicht jede Malerei Kunst darstellt, sowie auch nicht jedes Objekt eine künstlerische Skulptur ist. Aber gehen wir zurück in die Geschichte, von der wir gemeinhin meinen sie nicht zu brauchen, weil wir es ja heute eh besser wissen und können.

Bild und Abbild haben eine lange Geschichte und Mythologie. Von Mythen ahnen wir, dass sie nie stattgefunden haben, und doch geschehen sie in übertragener Form jeden Tag.

Helios, der Sonnengott, der Urvater der Fotografie, war der Sohn des Hyperion, der einer der Söhne von Gaia und Uranos war, welche aus dem Chaos entstanden. Noch vor Helios, also gab es die Geschwister von Hyperion: Kronos, die Zeit, Mnemosyne, das Gedächtnis, Koios, die Frage und Theys, die Mutter aller Flüsse, also der Landschaft. Die Aufgabe von Helios war es, den Sonnenwagen über den Himmel zu lenken, der von vier Pferden gezogen wurde. Dabei ging Eos, die Morgenröte vor ihm, Selene folgte am Abend. Helios wurde wegen seiner Macht oft mit Zeus gleichgesetzt, später mit Apollon. Einige Götterdekaden danach – Sie vermuten es schon – ertränkt sich Narziss in seinem Abbild, und die von ihm missachtete Echo verwandelt sich aus Liebesgram in einen Schatten, bis nichts mehr von ihr übrig bleibt außer ihrer Stimme, das goldene Zeitalter findet sein Ende, es folgen die Höhlenmalereien von Lascaux und Altamira, wo die Fackeln

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER
DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

die Schatten und Wandzeichnungen zum Tanzen brachten, und während Platon sein Sonnen- und Höhlengleichnis formulierte, soll Zeuxis im 5. Jh. v. Chr. Trauben auf einem Wandbild so täuschend echt gemalt haben, dass sie von Vögeln angepickt wurden. Sein Konkurrent Parrhasios malte daraufhin einen Schleier über verschiedene gemalte Gegenstände so naturalistisch, dass Zeuxis den Schleier beiseiteschieben wollte, um die Malerei darunter besser betrachten zu können. Und nun sind wir mitten in der Kunstgeschichte.

Bevor Giotto seinen Zyklus in der Cappella degli Scrovegni Anfang 1300 beendete, hatte schon zwei Jahrzehnte zuvor Roger Bacon, ein Wissenschaftler, die erste Camera obscura zur Betrachtung von Sonnenflecken gebaut. Das Prinzip des auf dem Kopf stehenden Abbilds, durch ein kleines Loch eintretenden Lichtes, hatte übrigens schon Aristoteles im 4. Jh. vor Christus beschrieben. Die Folgen kennen Sie, und der Weg ging über Leonardo, Vermeer, Canaletto bis zu einem Hobbyforscher in einem französischen Provinzort, der bereitwillig aus dem Fenster seines Zimmers acht Stunden lang eine Zinnplatte, welche mit Judenteer, einer Art Asphalt beschichtet war, belichtete.

Sein Alter Ego, Henry Fox Talbot, derweil, ein pedantisches Kind reichen Hauses, der an seinen Zeichenkünsten auf der Grand Tour durch Italien verzweifelte und durch gute Verbindungen seiner Eltern auf den exzellenten Forscher und Musiker Wilhelm Herschel stieß, der ihn wahrscheinlich für einen noch schlechteren Astronomen als Zeichner hielt, wurde von diesem zum Experimentieren mit Salzen animiert.

So werde ich nun auf etwas verschlungenen empirischen Wegen und mit einigen assoziativen Bildern versuchen, diesen dem Licht vorausgegangenen Titanen nachzugehen: der Frage, der Landschaft, der Erinnerung und der Zeit.

1. Die Frage

Wo also alles mit Platon begann, der im Sonnengleichnis versucht – dem platonischen Sokrates in den Mund gelegt –, das Gute, statt es direkt zu definieren, gleichnishaft zu veranschaulichen. Platon vergleicht das Gute mit der Sonne: Wie im Bereich des Sichtbaren die Sonne als Quelle des Lichts die alles beherrschende Macht ist, so herrscht in der geistigen Welt das Gute als Quelle von Wahrheit und Wissen. Nun schließt sich der Bogen des Helios mit dem Blick ins gleißende Sonnenlicht mit der Camera obscura und dem Versuch, dieses festhalten zu können. Heute nennen wir es Fotografie, aber wer diese Bilder, und ich sage nun bewusst Bilder, betrachtet, der schaut in ein Rätsel, ein Wunder und nicht auf eine Fotografie. Wir sind uns hoffentlich einig, dass wir nun diese Bilder in einem anderen Index sichern als dem fotografischen. Sie sind Ikonen. Es gibt eben einen Bereich der Fotografie, welcher sich ins Fotografische begeben hat, und es gibt den anderen Bereich, welcher sich ins Bildhafte entwickelt; die Geburtsstunde der Fotografie kannte diese Trennung noch nicht.

Letztlich gehören diese, sagen wir jetzt mal Lichtbilder zum Erbe der Bilder, die mit Lascaux genauso verbunden sind wie mit den Experimenten zeitgenössischer Künstler. Sie zeugen von einem Mut zum Schei-

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

tern, vom Mut zur Ungewissheit und zur Verzweiflung. Sie legen Zeugnis ab, aber nicht von der Wahrheit, vielmehr der Wahrfähigkeit, sie legen nicht Zeugnis einer Realität, sondern vielmehr die einer kulturellen Wirklichkeit ab.

Wen wundert es, dass kein Vierteljahrhundert später (1859) Charles Baudelaire, hin und her gerissen von dieser neuen Erfindung, zu folgender Unterscheidung in seinem Text „Die Fotografie und das moderne Publikum“ kommt: zwischen den Realisten, welche er, als waschechter Melancholiker, auch Positivisten nannte, und den Phantasiereichen. Er sieht beide Lager als „große Klasse der Künstler“, will aber den Irrtum der Realisten herausheben mit dem Statement: „Ich will die Dinge so wiedergeben, wie sie sind, oder besser: wie sie wären, wenn ich nicht da wäre.“ Die Gruppe der Phantasiereichen sagt: „Ich möchte die Dinge durch meinen Geist erleuchten und ihren Widerschein auf die anderen Geister abstrahlen.“

2. Die Landschaft also die Kultur

„Esser, man sollte eine Geschichte zu erzählen haben.“

Dies war einer der ersten Lehrsätze meines Lehrers Bernd Becher. Ich war jung, naiv, verzweifelt, voller ungebundelter Energie, auf der Suche, und dieser Satz kam aus dem Nichts in der Eiseskälte eines rheinischen Februars im Jahre 1992 auf einem Feld nahe Dortmund, als wir eine Aufnahme der Hansa Kokerei machten. Er sah in mein staunendes fragendes Antlitz, nun, auch um uns aus dieser prekären Lage befreien wollend, ergänzte er gnädig: Er

hätte ja so sein Ding gefunden und mit Konsequenz verfolgt. Das war schon besser und verständlicher. Doch der erste Satz verfolgte mich mein ganzes Studium und eigentlich bis heute. So kurz er war, er hatte den Nachklang der Proustschen Madeleine, des Duftes eines in Tee getauchten Keks, der die ganze Kindheit heraufbeschwört.

Bernd und Hilla Becher sprachen immer von Arbeit, selten von Kunst. Aber ist Arbeit nicht zweckgebunden? Ja, so ist unser Verständnis heute. Arbeit stellt aber auch eine Notwendigkeit dar, seelisch und existenziell. Arbeit erzeugt Selbstverständnis und Verantwortung. Kunst bleibt aber zweckungebunden. Warum fotografiert man 50 Jahre unter Umständen etwas, was nur einen selbst interessiert? Es kam zum Glück anders, aber man war zumindest mit diesem Risiko angetreten. Auch hier kommt ein Satz aus meiner Studienzeit zum Einsatz. Er stammt nicht von Bernd Becher, aber er hatte eine ähnliche Sprengkraft und stieg nun Jahre danach aus der bekannten Tasse mit Lindenblütentee herauf. Ich hatte meine erste Ausstellung in New York, und ich traf Konrad Klapheck auf den Fluren der Akademie: „Esser, nun sehen Sie, jetzt sind Sie ein Leben lang dem abgegebenen Versprechen an Ihre Arbeit verpflichtet.“ Solch Schicksal trugen nach meinem Verständnis nur Päpste, aber ich wurde eines Besseren belehrt. So getrieben man als junger Künstler von sich selbst ist, so sehr ist man später von dem getrieben, was man geschaffen hat.

Und wie bei Marcel Proust stiegen diese Sätze später eben aus einer verlorenen Zeit empor, denn Verlorenes kann man wieder-

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

finden, Vergangenes kann man nicht mehr zurückholen. Das mögen Wortkapriolen sein, und doch verdeutlichen sie die Details und Nuancen, die wir auch zwischen Fotografie und Bild suchen. Diese Unterscheidung hat mich schon von früh an beschäftigt. Daher auch der Titel dieses Vortrags: „Vergangene oder verlorene Zeit. Metaphern in der Fotografie“.

Viel ist über den Moment in der Fotografie und weniger über das was eigentlich abgebildet wird, gesprochen worden. Roland Barthes, Vilém Flusser und Philippe Dubois. Nun in der Folge, da die Realisten im Sinne Baudelaires das Ruder übernahmen, war der Moment, der Augenblick, die Gegenwart das Thema der Stunde. Fotografie gilt in der philosophischen Debatte als das ephemere Medium. Hubertus von Amelunxen beschreibt in seiner „Aufgehobenen Zeit“ über Henry Fox Talbot die ganze Problematik, die dem Schreiben sowie dem Sprechen über Fotografie innewohnt:

„Über Photographie zu schreiben bedeutet mit Repräsentationen zu spielen. Es wird der Versuch unternommen, ein Vergangenes, das in einer unerreichbaren Gegenwart im Augenblick eingehalten wurde, mittels sprachlicher Konventionen zu bewegen, es zu beleben und in das Schreiben – ich würde Sprache noch hinzufügen – hineinzuholen – ein Schreiben, das selbst in jedem Wort nur ein Vergangenes bezeugt: es ist durchweg paradoxes Spiel mit der Zeit, ein Spiel, in dem man zu verstehen sucht, das – und nun zitiert er Walter Benjamin – „im Sosein jener längst vergangenen Minute das Künftige noch heute und so beredt nistet, dass wir, rückblickend, es entdecken können.“

Ein Medium also, das sich mit Sprache nicht so fassen lässt und als einziges die Menschheit, so Hubertus von Amelunxen, zwang: „...im Bild das Ende eines Werdens zu bezeugen und doch Zeuge eines werdenden Endes zu bleiben.“ Ich wiederhole noch einmal: „im Bild das Ende eines Werdens zu bezeugen und doch Zeuge eines werdenden Endes zu bleiben“, denn dies widerspricht nicht dem Zitat von Benjamin, betont aber den Moment in der Fotografie und steht damit diesem doch irgendwie anders entgegen: „...im Sosein jener längst vergangenen Minute das Künftige noch heute und so beredt nistet, dass wir, rückblickend, es entdecken können.“ Benjamin betont somit die Dauer des Geschehens.

Dies alles hat auch mit dem zitierten Satz zu tun: „Esser, man sollte eine Geschichte zu erzählen haben.“ Bernd Becher sagte bescheidenerweise „eine Geschichte“, aber letztlich meinte er Geschichte. „Esser, man sollte Geschichte erzählen.“ So wie das Wesen der Geschichte und auch von Geschichten die Zeit ist, so lässt sich diese auch auf die Fotografie übertragen, zugleich stellt die Zeit aber auch das Rätsel und das Dilemma der Fotografie.

3. Die Zeit

Aber kehren wir nochmals zur „Aufgehobenen Zeit“ von Hubertus von Amelunxen zurück.

Schon der Titel dieses ausgezeichneten Buches, verrät uns dieses Dilemma: „Die Aufgehobene Zeit“. Ja was ist nun mit dieser Zeit? Ist aufgehoben im Sinne von festgehalten gemeint, gut aufgehoben in Mut-

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

ters Schoß, oder ist sie enthoben, ist die Zeit, der Moment, in eine Dauer umgewandelt worden, in ein Momentum? Ist es nicht vielleicht so, dass in der Aufnahme selbst sich eine Form von Dauer speichern lässt, die von der Aufnahme bis hin zur Betrachtung und ihren Bezügen in der Vergangenheit reicht, wie es Benjamin beschreibt? Aufgehoben ist zumindest ein ambivalenter Begriff, der sich so oder so deuten ließe.

Die Zeit als Wesen alles Seienden kann ihrerseits nicht zeitlich gedacht werden. Die Zeit selbst ist zeitlos. Als große Antagonisten in der Geschichte der Vorsokratiker galten Parmenides aus Elea und Heraklit von Ephesos.

„Heraklit löste die Paradoxie der Zeitlosigkeit der Zeit, indem er die Zeit als dauerhaften Strom des Werdens und Vergehens dachte. Alles entsteht und vergeht, nur das Entstehen und Vergehen selbst bleibt unverändert.“ (Thomas Macho)

„Während Heraklit das Werden und Vergehen universalisierte und somit ablöste von der Frage, was denn eigentlich entsteht und vergeht, propagierte das Lehrgedicht von Parmenides das rigide Verbot einer Identifikation von Sein und Zeit: „Denn niemals kann erzwungen werden, dass ist, was nicht ist.“ (Thomas Macho)

Dieses gedachte reine Sein von Parmenides verführte ihn zum Satz: „... nur das Sein ist und das Nichts ist gar nicht.“ Erst der tief-sinnige Heraklit hat erkannt: „das Sein ist so wenig als das Nichts“, oder auch: „Alles fließt“: πάντα ῥεῖ. Also Sie sehen die Übergänge sind immer fließend, auch zwischen

den Titanen um auch hier nochmals auf Thetys, die Mutter aller Flüsse, zu verweisen.

Gewagte These, aber wie so oft hilft uns da eben Walter Benjamin aus der Klemme, nicht mit seinem epochemachenden Traktat der Reproduzierbarkeit, welches heute durch das Digitale an neuer Sprengkraft gewinnt, sondern mit einer kleinen poetisch-sprachlichen Wendung aus seinen „Denkbildern“:

Zu Nahe

„Im Traum am linken Seine-Ufer vor Notre Dame. Da stand ich, aber da war nichts, was Notre Dame glich. Ein Backsteinbau ragte nur mit den letzten Staffeln seines Massivs über eine hohe Verschalung von Holz. Ich aber stand, überwältigt, doch eben vor Notre Dame. Und was mich überwältigte, war Sehnsucht. Sehnsucht nach eben dem Paris, in dem ich hier im Traume mich fand. Woher also diese Sehnsucht? Und woher dieser ihr ganz entstellter, unkenntlicher Gegenstand? – Das macht: im Traume war ich ihm zu nah gekommen. Die unerhörte Sehnsucht, welche hier, im Herzen des Ersehnten mich befallen hatte, war nicht, die aus der Ferne zum Bilde drängt. Es war die selige, die schon die Schwelle des Bildes und Besitzes überschritten hat und nur noch von der Kraft des Namens weiß, aus welchem das Geliebte lebt, sich wandelt, altert, sich verjüngt und bildlos, Zuflucht aller Bilder ist.“

Nun da sehen Sie sprachlich verdichtet, was man alles braucht, – und ich überspitze etwas – um nicht nur Fotografien zu machen, sondern Bilder: Träume, ein Herz,

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

Sehnsucht und Liebe und, wenn man noch Rudolf Arnheim hinzuzieht, dessen Essays über Film und Fotografie mit „Die Seele in der Silberschicht“ betitelt sind, noch eine Seele. Eins steht fest: Alle Menschen haben so etwas, es ist nur die Frage, ob sie diese einsetzen oder öffnen können, wenn sie fotografieren. Ob dies die Motivation darstellt. Meist nicht. Vielleicht könnte man auch sagen, dass ein gutes Bild die Frucht weniger Kompromisse ist, eine Fotografie hingegen kann ganz gut mit Kompromissen entstehen, da die meisten Kriterien von außen bestimmt werden. Macht man Bilder, werden die meisten Kriterien von innen bestimmt. Die Realisten, wie der Name schon sagt, haben die Oberhand gewonnen und sie auch nicht mehr abgegeben, eine ganze zweckgebundene Industrie hat sich darauf eingestellt, aber um auf den Satz meines Lehrers noch mal Bezug zu nehmen: Es ging gar nicht darum, zu fotografieren, es ging darum, eine Geschichte zu erzählen. War da nicht was ... Homer, Troja und Odysseus.

4. Die Erinnerung

So verwundert uns nicht, dass es letztlich um das Evozieren und Heraufbeschwören von Erinnerungen geht, welche gar nicht direkt mit dem Sujet verknüpft sind. Ein gutes Beispiel sind die Bücher von W.G. Sebald, der zugegebenermaßen schlechte Fotografien so intensiv, aber nie direkt mit seinen Texten verknüpft, was beim Leser innere Bilder emporkommen lässt. Bei Sebald dreht sich alles um die innere Verlorenheit des Menschen, ob durch Vertreibung oder Fehlplatzierung im Leben. Er kratzt immer an der anderen Wahrheit, und unscharfe und undeutliche Bilder wei-

sen ihm den Weg, wie unsere Erinnerung auch aus unscharfen Versatzstücken geformt ist. Auch da zeigt sich der Unterschied zwischen Fotografie und Bild. Bilder erzeugen in uns etwas, es ist ein Wechselspiel, aber der rein informative Charakter einer Fotografie verflacht auf der einseitigen Wegstrecke zum Betrachter.

Ich bin der Auffassung, dass sich fast jede ernstzunehmende, entschuldigen Sie diese unfachmännische Einschränkung, künstlerische Arbeit aus kindlichen Erfahrungen speist. Der Psychologe würde von Prägungen sprechen, was ja ein schöner, haptisch dreidimensionaler Begriff ist. Kunst entsteht ja nicht aus Behagen, sondern aus Unbehagen, irgendetwas beschleicht einen, und dieses Etwas findet seinen Weg nach draußen. Es ist die Stimme der missachteten Echo, die sich aus dem Schatten unserer Seele wagt. Und so würde ich es auch mit einem Zitat von Calvino beschreiben: „Dass man in der Welt, die letztlich ein Spiegel ist, nur das betrachten kann, was man gelernt hat in sich selbst zu erkennen.“

Bilder sind sozusagen die Objektivierung eines subjektiven Zustands, nennen wir es ruhig Gefühl, das Objekt wird dann durch den Betrachter wieder subjektiviert. Dies gelingt ja auch nicht immer, was man am Unverständnis gegenüber der Kunst immer wieder betrachten kann.

Ohne Verdrängung könnte die menschliche Psyche nicht existieren, daher ist oftmals der Begriff der Erinnerung positiv besetzt. Man erinnert sich gerne an schöne Momente. Oder um es mit den Worten Jean Pauls zu beschreiben: „Die Erinne-

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

„... das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Schlechte werden in den Orkus der üblen Erfahrung verbannt. Trotzdem können wir uns der inneren Bilder nicht so einfach entledigen, aber man kann sie in etwas anderes sublimieren. Die Physiker sehen in der Sublimierung den physikalisch direkten Übergang eines Stoffes vom festen in den gasförmigen Aggregatzustand. Die Psychologen einen Abwehrmechanismus. Nun, ich würde für die Kunst eine Kombination beider in Betracht ziehen.

Marcel Proust, den ein fast manisches Interesse an Fotografien anhaftete, beschreibt es auf eine Art, die uns auch noch einmal auf die Dauer eines Bildes anspricht, auf seine Latenz, nicht nur im technischen, sondern auch im seelischen:

„Mit Freuden ist es wie mit den Photographien. Was man in Gegenwart des geliebten Wesens aufnimmt, ist nur ein Negativ, man entwickelt es später, bei sich zu Hause, wenn man in die innere Dunkelkammer zurückgefunden hat, die zu betreten verpönt ist, solange man andere Menschen sieht.“

So ähnlich verfuhr er auch mit der Erfindung von Combray, dem Ort seiner Kindheit. Ein Ort, den es nicht als solchen gibt, aber ein Puzzle der Erinnerungen aus Illiers, dem Ort von Tante Leonie, Blainville-Crevon, dem Haus seiner frühen Kindheit, Rouen, dem Ort seiner Adoleszenz. Reiner Speck, Sammler und der Proust-Kenner in Deutschland, beschreibt dies sehr präzise: „Combray ist als formale und inhaltliche Overtüre aber zugleich auch die große Metapher unserer Kindheit zu sehen. Weil

uns mit dem universellen Ort aufs innigste verbunden eine so allgemeingültige Erinnerung vorgestellt wird, ist die kleine Stadt zu einem *village eternal* geworden

Proust hat die in der Recherche erinnerten Orte so dargestellt, dass – „wir selbst ein Teil dieser Erinnerung werden; dass die Orte uns so innig vertraut vorkommen, als seien wir selbst dort aufgewachsen, als hätten wir selbst dort zum ersten Mal geliebt oder zum ersten Mal gelitten.“

Das ist schon verwunderlich, denn um eine persönliche Erinnerung zu universalisieren, muss man diese noch weiter verinnerlichen, sie sozusagen in eine Entsprechung bringen. Man muss das Negativ entwickeln und in ein Positiv übertragen.

Um Bilder zu machen oder im Proust-schen Sinne das Negativ zu entwickeln, sucht man immer nach diesem verlorenen Momentum. Die Latenz als eine verinnerlichte Form der gespeicherten Dauer, die vergangenen Momente hingegen sind auf Fotografien gebannt und werden Teil unseres Lebens, aber mit peripherer Bedeutung. Daher ist der Hunger nach Bildern so groß, weil man selten welche bekommt und man sich an Fotografien satt sieht und sich oftmals darin nicht wiederfindet.

Ist man mal aus der Höhle des Platon herausgetreten, wird man genügsam, die Bilder fügen sich ein im Blick zurück und in dem Blick ins Künftige. Bernd Becher beschrieb es wie immer in einfachen Worten: „Es gibt Menschen, die erfreuen sich an dauernd Neuem, und es gibt die, die sich am ewig Bekannten erfreuen.“

ELGER ESSER

VORTRAG VON ELGER ESSER ANLÄSSLICH DES SYMPOSIUMS DER
DGPB AM 14. JUNI 2013: WAS IST EIN GUTES BILD?

Und wie wir nun wissen, waren vor dem Licht die Frage, das Gedächtnis, die Zeit und die Landschaft da, und während die Titanen kämpften, konnte der Mensch die ungelösten Rätsel in seine Menschwerdung überführen, es gibt kein Richtig oder Falsch, es gibt auch nicht die Wahrheit oder ein Problem, aber es gibt Bilder und es gibt Fotografien, viele gute Fotografien sind schlechte Bilder, und viele gute Bilder sind gewissermaßen schlechte Fotografien. Es ist wie linker und rechter Schuh, man braucht beide, versucht man sie zu tauschen, wirkt es komisch, aber eben manchmal amüsant. Das bringt uns aber eben nur eine Oberfläche. Geht man ins Räumliche: so kommt man zu Fernando Pessoa, der größte Poet Portugals und wichtige Figur des 20. Jahrhunderts, welcher es letztlich auch in einem Bild festhält und damit der mythischen Größe der Frage nach dem guten Bild sehr nahekommt:

Wir erfüllen uns nie:

Wir sind zwei Abgründe – ein Brunnen,
der in den Himmel starrt.

Auf verschlungenen Wegen habe ich versucht, Ihnen den Unterschied von Bild und Fotografie aus meiner Sicht zu erklären, die innere Erscheinung und die äußere, und so glaube ich sagen zu können, dass ein fotografisches Bild, so zeigt es uns die Mythologie, nur im Lichte des Helios stehen wird und somit auch den Paradigmen der Kunst – im Gleichgewicht von Form und Inhalt – genügen, wenn es die Zeit als Dauer, das Gedächtnis, die Frage und die Landschaft, im übertragenen Sinn die Kultur der Erde in sich speichern kann.

Ich danke fürs Zuhören.